

ches Gottes in einer Gemeinde, in der Gleichheit und Brüderlichkeit mit dem Blick auf das Vorbild Christi praktiziert werden, ist doch keine Fortsetzung eines auf die Ausübung politischer Rechte ausgerichteten Lebens in einer Polis. Was hier außer acht bleibt, ist die Unfähigkeit der heidnischen Kulte in ihren verschiedensten Formen, die Jenseitshoffnungen der Menschen zu stillen. Daher die Hinwendung zu einer Religion, welche ihre Überlegenheit dadurch fand, daß sie ihr in die Geschichte eingebettetes Heilsversprechen auf die historische Gestalt eines Gründers zurückführen konnte, dessen Botschaft durch die Glaubwürdigkeit seiner Person und die Ausschließlichkeit seines Werkes ihre Legitimierung fand (so P. Meinhold, in: Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft I [1963] 585 ff.). Denkt man den Ansatz von P. zu Ende, so wäre die christliche Mission beim Fehlen einer Krise sowohl bei Mittel- wie Oberschichten ohne Chance gewesen. Außerdem hätte die Reichsaristokratie nie christlich werden dürfen, da sie keine vergleichbare Frustration erlebte. Umgekehrt hätte Julian demnach das alte Polisideal erneuern müssen, um die Galiläer zu bekämpfen, nicht den Götterkult. Der entscheidende Fehler kam dadurch zustande, daß der Autor gewisse Formulierungen, die als *tertium comparationis* zu verstehen sind, in den Rang inhaltlich gleichwertiger Parallelen erhob. Er hat wohl selbst gemerkt, wie gründlich er in die Irre gegangen ist, wenn er am Schluß eine Reihe von Fragen stellt, etwa ob so viele der den subdekurionalen Gruppen zugehörigen Polisbürger und Paroiken Christen geworden wären, wenn sie in ihren Poleis auch künftig noch Heimat, Status und Identität besessen hätten. Die Frage braucht gar nicht beantwortet zu werden, weil sie falsch gestellt ist; denn die Kirche als sichtbare Stiftung Gottes in dieser Welt und eine politische Gemeinde sind zwei Welten, die keineswegs mit Identitätsverlust und Identitätsgewinn als Ursache und Folge auf die gleiche Ebene gestellt werden können.

Richard Klein

BERNHARD KRIEGBAUM: *Kirche der Traditoren oder Kirche der Märtyrer? Die Vorgeschichte des Donatismus* (Innsbrucker theologische Studien 16) Innsbruck-Wien: Tyrolia 1986. 186 S.

Als Ausgangsfrage dieser an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität München unter der Anleitung von Prof. Dr. P. Stockmeier entstandenen Dissertation formuliert der Autor das Problem, daß es bis heute nicht gelungen sei, „eine zuverlässige Antwort auf die Frage zu geben, wo die wirklichen Ursachen für den Ausbruch und die Zählebigkeit des (donatistischen) Schismas zu suchen sind“, ob es sich eher um eine religiöse Bewegung handelte, oder aber „vielmehr *ethnische* und *soziale* Motive die entscheidenden Faktoren“ in ihm waren (9). Während der Leser nun noch darüber sinnieren mag, warum es eigentlich notwendig sein könnte, daß man für jedes kirchengeschichtliche Ereignis Ursachen aufzuweisen vermag, denen man die vom Autor geforderte „letztentscheidende Bedeutung beimessen“ kann (39) oder ob es in Einzelfällen nicht der Wirklichkeit angemesse-

ner sein könnte, verschiedene zusammenwirkende Ursachen nahezu gleichrangiger Bedeutung für ein Ereignis anzunehmen, wird er sogleich darüber aufgeklärt, daß alle „Versuche, den Donatismus von ausschließlich oder wenigstens überwiegend nichtreligiösen Faktoren her zu erklären, . . . trotz manch imponierender Entwürfe und Ergebnisse in Detailfragen, insgesamt als unbefriedigend und teilweise in sich selbst widersprüchlich betrachtet werden“ müssen (9), womit der Standort des Autors noch vor jeder Untersuchung bereits umfassend umschrieben ist. Wenngleich der Autor dann an späterer Stelle wohl zu Recht festhält, „daß bis heute nicht genügend über das Problem reflektiert worden ist, woher denn die Kriterien bezogen werden, nach denen man unzureichende von befriedigenden Erklärungen für den Ausbruch des Schismas und für seinen Bestand zu unterscheiden habe“ (43), weist er dem umfangreichen Forschungsbericht des ersten Kapitels doch die Aufgabe zu „aufzuweisen, daß eine Interpretation des Donatismus als Folgeerscheinung von Spannungen, die ursprünglich außerhalb des kirchlichen Lebens ihre Wurzeln hatten, letztlich nicht zu befriedigen vermag“ (12). Die möglicherweise involvierten „*ethnische(n)* und *soziale(n)* Motive“ bei der Entstehung des Donatismus spielen im weiteren Verlauf der Arbeit dann auch konsequenterweise keine Rolle, ja ihre Untersuchung wird gar an andere Wissenschaftsdisziplinen, wie die „Archäologie, Philologie, Wirtschafts- und Sozialgeschichte“ verwiesen (9), welches eine in bedenklicher Weise begrenzte Sicht der Kirchengeschichtswissenschaft offenbart.

Statt dessen versteht der Autor „den Donatismus in erster Linie als ein religiöses Phänomen“ (12) und benennt es als Ziel seiner Untersuchung, „den theologischen Aspekt der sogenannten ‚*traditio*‘ . . . deutlicher herauszuarbeiten, als dies bisher geschehen ist“ (11). In ausführlicher und detaillierter Weise geht er deshalb in drei Kapiteln den „Wurzeln des Konfliktes“, der „Vorgeschichte des Schismas“ und der „Doppelwahl von Karthago“ nach, worin die weitgehend bekannten Umstände des Schismas noch einmal ausgeführt werden. Die Tatsache, daß zu Zeiten Cyprians bereits „notorische Sünder Kleriker bleiben konnten“, wird dabei in wohl kaum zulässiger Weise bereits als Hinweis auf das absolute kirchliche Amt gedeutet (49), die potentielle Aufgabe des bischöflichen Amtes durch Caecilian nach sehr weltlichen Kriterien als Schwäche und „Eingeständnis seiner Schuld“ interpretiert (102).

Die beiden letzten Kapitel behandeln Datierungsfragen, zu welchen der Autor teilweise erfreulich exakt Stellung bezieht, sowie eine Erläuterung des Begriffs *Traditio*, den er als afrikanische Besonderheit sicher zu Recht mit der „magisch-heidnische(n) Wertschätzung des geschriebenen Wortes“ (159) in Verbindung bringt. Wenngleich vorrangig die eingangs erwähnten methodischen Kritikpunkte und Widersprüchlichkeiten an die Arbeit heranzutragen sind, ist dem Autor insgesamt wohl zuzustimmen, wenn er betont, daß jegliche Schismen und Häresien „keineswegs ein von blinden

Mächten über uns verhängtes Schicksal (sind), sondern ... stets ein gerütteltes Maß an Lieblosigkeit und mangelndem Willen zu gegenseitigem Verständnis und zur Versöhnung (implizieren), wofür meist beide Seiten in unterschiedlicher Weise die Verantwortung tragen“ (15).

Herbert Frohnhofen

WILLIAM TRONZO: *The Via Latina Catacomb*. Imitation and Discontinuity in Fourth-Century Roman Painting (= Monographs on the Fine Arts XXXVIII) London: University Park 1986. XIV, 87 S., 114 Abb.

Die neue Monographie zur Katakomben an der Via Latina nimmt man zunächst mit einiger Skepsis entgegen, denn die Deutungsansätze zu Bildprogramm, Ikonographie und Vorlagenfrage der 1955 freigelegten Grabanlage scheinen in der umfangreichen Literatur ausgereizt. Ikonographische Einzeluntersuchungen, die anfangs noch als Korrekturvorschläge einander ablösten, verliefen sich zuletzt in immer skurrileren Uminterpretationen. Um so bemerkenswerter ist es, daß W. Tronzo sein Buch, das er in den Jahren 1977–1980 als Stipendiat an der American Academy in Rom verfaßt hat, konsequent auf neuen Beobachtungen zu Befund, Typologie und Stil aufbaut.

Das Rahmenthema des Buches geben die engen Bezüge in Anlage und Malerei der Grabkammern C und O an den Kopfstellen der beiden langfluchtenden Hauptgänge ab. Die Übereinstimmungen wie auch die Divergenzen beider Kammern waren in der älteren Literatur zwar konstatiert worden, doch Tronzo gelingt es, die beiden Cubicula als Exponenten zweier Hauptentwicklungsphasen des Hypogäums herauszuarbeiten. In vier dichten Kapiteln zu den Entstehungsphasen der Katakomben und zur Typologie ihrer Raumformen sowie zu Stilgeschichte und Bildprogramm der Malereien in C und O liefert er einen Neuansatz in der Erforschung des Hypogäums insgesamt.

Grundlage ist eine Rekonstruktion der Entstehungsgeschichte des Hypogäums, das als private Bestattungsanlage in sukzessiv ausgearbeiteten Raumgruppen mehrfach erweitert wurde. Aufgrund der Anordnung der beiden Lucernarien, der Gewölbehöhen der Gänge, des Wechsels der Loculusgräber, der Befunde des Putzes und anderer Indizien unterscheidet Tronzo vier Etappen des Ausbaus, die er wiederum nach Stil und Typologie zwei unterschiedlichen Zeiträumen zuordnet: 315–25 wurde der Gang 3 zunächst um das Cubiculum A (und A'), dann um B und C erweitert. 340–350/70 folgten die Raumeinheiten D–G, danach I–O. Nach der Struktur der Kammerformen und ihres gliedernden Dekors kann Tronzo dann die ältere Raumfolge A–C aus der örtlichen Tradition der römischen Katakomben herleiten. Die jüngere Einheit D–O sieht er unter östlichem Einfluß entstanden.

Die Trennung der beiden Entstehungsphasen ermöglicht es Tronzo, die Beziehungen der beiden Kammern C und O zueinander als Vorbild und